

unter dem Schlafsack zu schaffen. Doch Tamara schafft es schnell, mir das auszureden: »Ernsthaft. Nimm eine Isomatte mit. Du stirbst sonst!«

Mit Schlafsack, Isomatte und Biwaksack ist mein Rucksack auch schon ziemlich voll. Viel Platz für weitere Ausrüstung bleibt nicht. Ein Problem ist das Kartenmaterial. Für die ganze Route brauche ich an die 20 verschiedene Wanderkarten. Die kann ich niemals alle auf einmal mitschleppen. Da passt es gut, dass Tamara mich ab und an besuchen will. Auch meine Eltern haben sich für eine kurze Wanderbegleitung angekündigt. Sie bringen mir die benötigten Karten und nehmen die ausgedienten wieder mit, um mir Gewicht abzunehmen. Damit bleibt gerade noch genug Platz für eine Wasserflasche und Nahrung für zwei volle Tage. Ich kann mir nicht vorstellen, länger als einen halben Tag durch die Alpen zu laufen, ohne an einem Gebirgsbach vorbeizukommen. Zur Sicherheit packe ich einen kleinen Wasserfilter ein. Und so dicht, wie diese Berge besiedelt sind, sollte ich locker alle zwei bis drei Tage in ein Dorf kommen. Zur Not muss ich den Gürtel eben mal einen Tag lang etwas enger schnallen.

Meine körperliche Verfassung ist zum Glück schon recht gut. Ich gehe regelmäßig joggen und war immer mal wieder Wandern in den letzten Jahren. Sogar den einen oder anderen Kletterkurs habe ich belegt. Ob das reicht, überall am Berg mit Gepäck weiterzukommen? Ich werde es darauf ankommen lassen müssen.

So ziehen die Wochen bis zum Frühsommer ins Land, und mich überkommen immer öfter Vorstellungen davon, wie es sein wird in den Bergen. Wenn ich aus dem Fenster schaue oder draußen bin, beobachte ich das Wetter mit ganz anderen Augen als früher. Bald werde ich ihm mit all seinen Tücken, Unvorhersehbarkeiten und möglicherweise seiner Gewalt gänzlich ausgesetzt sein. Mein Herz beginnt bei diesem Gedanken jedes Mal vor Aufregung zu pochen. Es ist keine nervöse oder ängstliche Aufregung. Sie hat eine Ruhe und Gewissheit, als wollte mein Herz mir sagen: Das und nichts anderes ist dein richtiger nächster Schritt. Es ist der Drang nach einem Leben in intensivem Kontakt mit der Natur, der mich hinauszieht, irgendwie näher an dem, was wirklich zählt.

Mitte April, ungefähr zwei Wochen bevor ich aufbrechen will, wird der Biwaksack per Post geliefert. Es ist ein 220 Zentimeter langer Goretex-Schlauch, ein bisschen breiter als ich selbst. Zusammen mit einer Isomatte und einem leichten Daunenschlafsack muss er mich durch alle Nächte bringen – seien sie warm und trocken oder kalt und nass. Der Biwaksack und der Schlafsack – meine neuen besten Freunde. Ihnen werde ich mein Leben anvertrauen müssen, bei Wind und Wetter, Sturm, Schnee und Gewitter mitten in den Bergen. Meine Intuition sagt mir, dass ich diese Ausrüstung mal testen sollte, bevor es wirklich losgeht.

An einem Frühlingsabend stehe ich mit meinem neuen Equipment draußen auf dem Feld. Riesig und dunkel türmen sich die Wolken auf. Eine graue kilometerhohe Wand zieht auf mich zu, aus der Blitze zucken. Heftige Böen pfeifen mir um die Ohren. Was zur Hölle mache ich hier eigentlich? Bei dem Wetter verzieht man sich in seine Wohnung und sucht Schutz. Schutz suchen, das habe ich ja auch vor. Aber eben draußen, irgendwo. Ich wollte den Kontakt zur Natur. Also: Hier ist er.

Als ich las, dass ein Gewitter auf die Stadt zukommt, bin ich sofort rausgegangen, um meine Ausrüstung zu testen. Seit dem ersten Schritt in der Gewissheit, diese Nacht

draußen im Wald zu übernachten, ist meine Wahrnehmung anders als sonst. Der Blick in den Himmel ist relevanter als jemals zuvor in meinem Leben. Ständig schiele ich leicht beängstigt nach oben. Hier ist sie, meine erste echte Lektion darin, die Natur zu lesen. Die Wolken sagen mir eindeutig, was ich in den nächsten Stunden zu erwarten habe.

Ich überquere das Feld und bleibe dort, wo der Wald anfängt, stehen. Der Sturm lässt die großen Bäume über mir gefährlich schwanken. Was, wenn mir ein Ast auf den Kopf fällt? Bin ich eigentlich bescheuert, bei Sturm in den Wald zu gehen? Mein Herz hämmert in meiner Brust. Aber es hilft nichts. Situationen wie diese werden mir noch häufiger begegnen, weit abseits der Zivilisation. Besser, mich jetzt schon an sie zu gewöhnen. Ich nehme all meinen Mut zusammen und gehe weiter in den Wald hinein.

Meine Sinne sind so scharf wie nie. Jedes Knacken zieht meine Aufmerksamkeit sofort auf sich. Direkt neben meinem linken Ohr höre ich plötzlich ein lautes, schabendes Geräusch. Erschrocken zucke ich zusammen, bis ich verstehe, dass es nur das Reiben meines Ärmels am Rest der Jacke war. Na wunderbar, jetzt habe ich schon Angst vor mir selbst!

Wenige Minuten später trete ich auf eine Lichtung. Blitze zucken am Himmel. Der Sturm beutelt die Baumkronen. Zum Glück regnet es noch nicht stark. Wie zur Hölle soll ich hier verlässlichen Schutz vor den Elementen finden? Ich sehe mich um und entdecke etwas, was wohl meine beste Option sein wird: Ein circa anderthalb Meter hoher Baumstumpf steht am Rand der Lichtung. Unter diesen Umständen kommt er mir wie eine Trutzburg vor. Wenn ich mich in seinen Windschatten lege, gibt er mir etwas Schutz vor dem Regen, dem Wind und vielleicht vom Sturm herabgeworfenen Ästen. Gleichzeitig steht er so, dass Blitze, die in umstehende Bäume einschlagen könnten, weit genug von mir entfernt wären. Es ist eine beängstigende Vorstellung, hier ganz allein die Nacht zu verbringen. Ich ziehe meinen Biwaksack aus dem Rucksack, breite ihn am Fuß des Baumstumpfs aus und liege kurz Probe. Gemütlich genug, ist mein Urteil. Und jetzt? Es ist 18 Uhr. Ich bin noch nicht müde. Unschlüssig stehe ich im leichten Nieselregen. Soll ich mich etwa hinlegen und mit Nichtstun die Zeit totschiagen, bis ich einschlafe?

Und dann passiert etwas, von dem ich nicht recht weiß, ob ich darüber froh oder traurig sein soll. Das Gewitter, mitsamt Blitzen und Starkregen, zieht vorbei. Na dann, denke ich mir, dann kann ich auch nach Hause gehen. Bringt ja nichts, ohne Widrigkeiten hier draußen zu übernachten. Erleichtert packe ich meine Sachen wieder zusammen und freue mich auf eine Nacht im warmen, weichen Bett zwischen stabilen Wänden. Vielleicht wäre es besser gewesen, das Gewitter wäre in dieser Nacht über mich hinweggerollt. Dann wäre ich ein bisschen besser vorbereitet gewesen auf das, was noch kommen sollte.

# 4

Bevor ich den Zug nach Süden nehme, um meine große Wanderung zu beginnen, bin ich in einem Adrenalin- und Koffeinhigh. Ich tigere bis spät abends aufgereggt und ruhelos hin und her, packe, durchdenke, erledige und bin dabei aufgekratzt und vorfreudig. Erst gegen 22 Uhr beginnen die Schwere und Ernsthaftigkeit der Realität auf mich einzuwirken. Mein Puls verlangsamt sich. Es gibt nichts mehr vorzubereiten. Bald werde ich dort draußen stehen, komme was wolle, und mir meinen Weg und mein Leben täglich gestalten. Weg sein werden alle überflüssigen und doch so behaglichen Stützen der täglichen Zivilisation. Weit entfernt der Autopilot durch die Nichtigkeiten. Kälte, Hunger, Durst und Verletzungen werden ihren urtümlichen Status zurückerlangen als die Dinge, auf die es im Leben wirklich ankommt, wenn man erst einmal die Luxusprobleme losgeworden ist. Der Moment im Hier und Jetzt, an den uns all die schlaun Sprichwörter immer wieder erinnern, er wird ganz natürlich das Einzige sein, das zählt, ohne dass ich dafür Willenskraft aufbringen müsste.

In der Nacht träume ich von verpassten Fotogelegenheiten. Spektakuläre Farbspiele am Himmel und dunkle Wolken, die sich bedrohlich über Berghänge schieben, bieten eine atemberaubende Kulisse. Aber ich schaffe es nicht rechtzeitig, die Kamera richtig einzustellen und die Bilder vor meinen Augen auch digital festzuhalten.

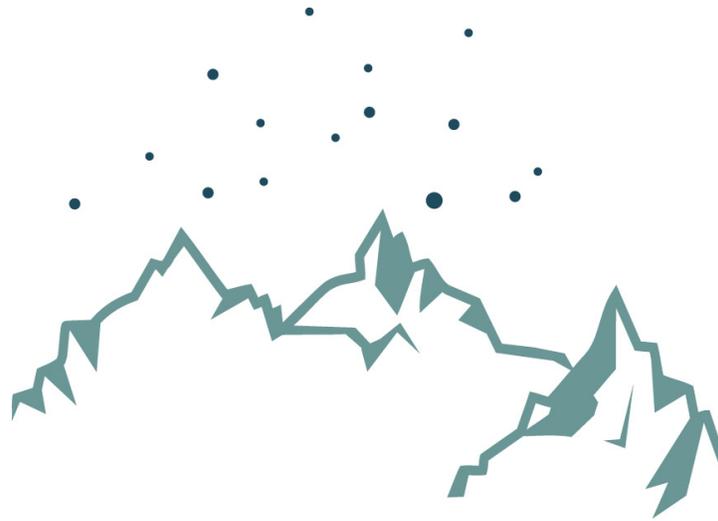
Am nächsten Morgen fängt mein neues Leben an. Im Morgengrauen steige ich mit meinem abgewetzten Rucksack bepackt die Treppen unseres Mehrfamilienhauses hinunter. Biwak- und Schlafsack und die Isomatte füllen ihn etwa zur Hälfte. Oben drauf habe ich ein paar Outdoorbasics und Notfallausrüstung gepackt: eine Stirnlampe, ein großes Messer, ein paar Meter dicke Reepschnur, drei Karabinerhaken, einen Wasserfilter, einen Funkenstab, einen Kompass und ein Knäuel Kunstsehne. Meine Körperpflege wird sich auf ein Minimum beschränken müssen. Eine Nagelschere, ein paar Päckchen Taschentücher, eine Zahnbürste, eine kleine Tube Sonnencreme sowie einige Pflaster und Mullbinden füllen die kleinen Seitentaschen des Rucksacks. Noch nicht einmal Zahnpasta habe ich eingepackt. Damit bleibt gerade noch Platz für einen Satz frische Unterwäsche, die unverzichtbaren Regen-, Fleece- und Daunenjacken, etwas Essen und Trinken und ein paar Wanderkarten.

Es ist kurz nach fünf Uhr, und die WG aus dem ersten Stock demonstriert mir die Abnormität meines Vorhabens. Ihre Wohnungstür steht offen und gewährt mir einen Einblick in ihren Tanz in den Mai. Drinnen verabschieden sich gerade ein paar Leute in den neuen Tag. Ein Hauch von Alkohol weht durchs Treppenhaus, und ich kann ein Regal voller leerer Schnapsflaschen erkennen, als ich im Vorbeigehen kurz in den hell erleuchteten Flur schaue. Das ist also das, was normale Leute am ersten Mai um diese Zeit tun. Ich stattdessen stapfe in meinen schweren Wandertiefeln stocknüchtern hinaus ins fahle Licht der aufgehenden Sonne.

Keine halbe Stunde später sitze ich stolzerfüllt im Zug. Gestern, beim gewaltsamen Stopfpacken, ist mein Rucksack gerissen. Jetzt sitze ich da und vernähe den Kunststoff mit Kunstsehne. Wenn ich ausblende, dass der Großteil der Materialien, mit denen ich gerade arbeite, aus Plastik hergestellt ist, komme ich mir richtig urtümlich vor. Es tut mir gut, etwas Anfassbares und wirklich Notwendiges mit meinen eigenen Händen zu werkeln. Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas genäht zu haben, das so essenziell war. Ehrlich gesagt, ich kann mich nicht erinnern, seit dem Kunstunterricht in der Mittelstufe jemals wieder etwas genäht zu haben. Jeder Nadelstich ist aufregend und fühlt sich weltbewegend an! Zumindest gilt das für die ersten paar Stiche, bei denen ich wahrscheinlich wie ein Honigkuchenpferd strahle. Als sich zwischendurch meine mangelnde Nähkompetenz bemerkbar macht, der Faden immer wieder aus dem Nadelöhr gleitet oder sich irgendwo an anderen Gegenständen verheddert, erlebt meine neu entdeckte Näheuphorie einen herben Abschwung. Aber trotzdem vergeht die Zeit wie im Flug, und mein Rucksack hält eine Stunde später wieder bombenfest.

*»In einer Welt, in der das, was ich dabei habe, alles ist, auf das ich zurückgreifen kann, wird jeder Gegenstand zu einer kleinen Kostbarkeit.«*

Irgendwie besorgniserregend ist aber die Tatsache, dass ich es bei dieser ersten Nähaktion schaffe, eine meiner beiden Nadeln beim Umsteigen im Zug zu vergessen und auch die zweite fast durch Schusseligkeit verlege. Ich glaube, ich muss mich an den gestiegenen Wert meiner einzelnen Besitztümer noch gewöhnen. In einer Welt, in der ich alles einfach jederzeit nachkaufen kann, gibt es wenig Anreiz, eine einzelne Nähnaedel als kostbares Gut wahrzunehmen. Doch in einer Welt, in der das, was ich dabei habe, alles ist, auf das ich zurückgreifen kann, wird jeder Gegenstand zu einer kleinen Kostbarkeit. Diese Erkenntnis fühlt sich wie ein kleiner erster Erfolg darin an, zu den relevanten Dingen im Leben zurückzufinden. Und das, bevor ich überhaupt losgelaufen bin. Ich lasse mich zufrieden in den Sitz zurückfallen und schaue aus dem Fenster, wie damals, im ICE nach Stuttgart. Die freundliche Frühlingslandschaft saust vorbei, in der Ferne sind die ersten Ausläufer der Berge zu erahnen. Nur noch wenige Stunden, dann werde ich auf der richtigen Seite der Scheibe stehen.



## MAI-SCHNEE

### 5

»Meinst du, wir sollten umkehren?«, frage ich schwer atmend. Ich stehe am Steilhang auf einem Pfad, der gerade breit genug ist, um mich umdrehen und nach hinten schauen zu können.

»Nein, es geht schon«, höre ich Tamara antworten. Sie balanciert gerade Schrittchen für Schrittchen über eine halb aus der Verankerung gerissene, von der Nässe glitschige Holzleiter, die über einen kleinen Riss im Fels führt. Vom freundlichen Frühling ist nichts mehr zu spüren. Die Wolken hängen tief und grau über uns, jederzeit bereit loszuregnen. Es ist eisig kalt. Der Steig, auf dem wir uns mühsam voranplagen, ist schmal und in sehr schlechtem Zustand. Links von uns geht es steil in den Abgrund. In meinem Kopf rattert es. Tamara kämpft sich voran, weil sie mich nicht aufhalten will, das kann ich ihr ansehen. Wie ironisch, ist mir doch selbst nicht wohl in meiner Haut bei dem, was wir hier tun. Wir zweifeln beide, ob wir es schaffen können. Geben wir zu früh auf, wenn wir jetzt umkehren? Oder verunglücken wir, wenn wir es nicht tun? Vielleicht wird der Steig weiter geradeaus einfacher? Wenn wir umdrehen, müssen wir die schon geschafften kniffligen Passagen dieses Steigs noch einmal überwinden und